

# Sächsische Dorfzeitung.

Ein unterhaltendes Blatt für den Bürger und Landmann.

Amtsblatt für die kgl. Amtshauptmannschaften Dresden-Altstadt und Dresden-Neustadt, für die Ortshauptmannschaften Dresden, sowie für die kgl. Forstrentämter Dresden, Tharandt und Moritzburg.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger Herrmann Müller in Dresden.

Inserate werden bis Montag, Mittwoch u. Freitag Mittag angenommen und kosten: die 1. Spalte 15 Pfg., die 2. Spalte 10 Pfg., die 3. Spalte 5 Pfg. Unter Eingangs: 30 Pfg.

Inseraten: Annahmestellen: Die Kämmerische Buchhandlung, Indulgenzen, Gassenstein & Böger, Rudolf Roffe, G. L. Taube & Co. in Dresden, Leipzig, Hamburg, Berlin, Frankfurt a. M. u. s. w.

Nr. 63.

Sonnabend, den 28. Mai 1887.

49. Jahrgang.

Wegen der Feiertage erscheint die nächste Nummer der „Sächsischen Dorfzeitung“ Donnerstag, den 2. Juni.

## Abonnements-Einladung.

Bestellungen auf die „Sächsische Dorfzeitung“ für den Monat Juni nehmen alle kaiserlichen Postanstalten und Postexpeditionen, sowie auch alle Landbriefträger gegen Vorauszahlung von 50 Pfg. entgegen.

Die Verlags-Expedition.

## Politische Weltchau.

**Deutsches Reich.** Der Reichstag trat in seiner Sitzung am Mittwoch in die erste Lesung des Gesetzesentwurfes, betreffend die Reform der Zuckersteuer, ein. Namens der Regierung begründete Staatssekretär Dr. Tafel die Vorlage, indem er u. A. ausführte: „Auch dieser Gesetzesentwurf verfolgt ebenso wie die Branntweinsteuervorlage den Zweck, die Einnahmen des Reiches zu vermehren und dadurch die Deckung des im Staatsbudget vorhandenen Deficits zu ermöglichen. Jedoch bestehen auch einige Unterschiede zwischen den beiden Vorlagen und ich gestatte mir, dieselben im Folgenden kurz aufeinanderzusetzen. Bei der Ausarbeitung der Branntweinsteuervorlage war aus moralischen Gründen der Wunsch nach Verminderung des Konsums maßgebend, bei der Zuckersteuervorlage dagegen der Wunsch nach Vermehrung des Konsums und zwar aus landwirtschaftlichen Gründen. Die Beträge der Zuckersteuer beliefen sich in den früheren Jahren auf nahezu 50 Millionen Mark und erst in letzter Zeit haben dieselben in überraschender Weise eine Verminderung erfahren. 1883/84 betragen sie 37,700,000 M., 1884/85 32,400,000 M. und 1885/86 sanken sie auf 18,000,000 M. herab; ja im laufenden Finanzjahre dürfte man kaum eine Einnahme von 15,000,000 M. erzielen. Schon diese wenigen Zahlen genügen, um zu beweisen, ein wie dringendes Bedürfnis die Reform der Zuckersteuer ist. Man muß dahin streben, daß vor Allem der Fiskus wieder zu seinem Rechte gelangt; andererseits muß man sich aber auch hüten, daß man die Zuckerfabrikation und die dabei beteiligten landwirtschaftlichen Kreise nicht dem Ruine entgegenführt. Die Interessenten dürfen erwarten, daß das Steuerprincip, welches Ursache gewesen ist zu der heutigen großen Ausdehnung der Produktion, nun nicht plötzlich und unerwartet in das

Gegentheil verwardelt wird. Die Reform hat ferner in's Auge zu fassen, daß künftighin auch die Konsumenten, welche sich ja nur zum geringsten Theile aus der ärmeren Bevölkerung rekrutiren, zur Steuerzahlung herangezogen werden müssen. Bei Erwägung der Wege, welche man behufs Durchführung dieser Reform einschlagen kann, wird man nicht daran denken, abermals eine Erhöhung der Rübenzuckersteuer eintreten zu lassen. Wollte man andererseits zu einer reinen Verbrauchs- oder Fabrikatssteuer übergehen, so würden allerdings auf diese Weise die finanziellen Interessen des Staates am Einfachsten gesichert werden; indessen dürfte man dadurch jede weitere Steuerentwicklung mit einem Male unmöglich machen, wie denn überhaupt eine solche Radikalkur von den bedenklichsten Folgen begleitet sein müßte. Unter diesen Umständen haben die verbündeten Regierungen geglaubt, in dem bisherigen Fahrwasser bleiben zu sollen und sie schlagen Ihnen daher eine Herabsetzung der Rübensteuer, eine wesentliche Verminderung der Ausfuhrvergütungen und daneben die Einführung einer Verbrauchssteuer vor. Es ist den verbündeten Regierungen wesentlich darauf angekommen, praktische und nicht theoretische Gesichtspunkte zu verfolgen und nicht mit den zukünftigen, sondern mit den heutigen Möglichkeiten zu rechnen. Den jährlichen Ertrag der in obigem Sinne reformirten Steuer hat man auf 46 bis 52 Millionen M. berechnet; bleiben wir auch nur bei der niedrigeren Zahl stehen, so können wir schon diese Summe vorläufig als eine befriedigende ansehen. Die Heranziehung der Konsumenten geschieht, wie die in den Motiven enthaltene Berechnung beweist, nur in verhältnißmäßig geringem Maße. Befürchtet man, wie es von Seiten einzelner Fabrikanten geschieht, daß eine Anzahl von Fabriken in Zukunft genöthigt sein werde, ihren bisherigen Betrieb einzustellen, so ist das auf Rechnung der gegenwärtigen Verhältnisse zu setzen; das vorliegende Gesetz kann dafür nicht verantwortlich gemacht werden. Die verbündeten Regierungen sind wenigstens bei dieser Gelegenheit bemüht gewesen, die verschiedenen Interessen möglichst auszugleichen und es würde ihnen zur Genugthuung gereichen, wenn sie in diesem Bestreben seitens der Volksvertretung Unterstützung fänden.“ Nach kurzer Debatte wurde die Vorlage an eine aus 28 Mitgliedern bestehende Kommission zur weiteren Verathung verwiesen, worauf sich das Haus, wie bereits angekündigt, bis zum 7. Juni vertagte.

Der französische Botschafter in Berlin, Herbet, scheint sich während seines jüngsten Aufenthaltes in Paris nicht gerade die Sympathie der Mehrzahl seiner Landsleute erworben zu haben. Die „France“, ein bekanntlich sehr einflußreiches Organ, schreibt nemlich: Es ist für Niemand ein Geheimniß, daß Herr Herbet

gelegentlich der Schnäbele-Affaire in Berlin eine Haltung eingenommen hat, welche an Entschlossenheit viel zu wünschen übrig ließ. Auch jetzt, da er sich auf Urlaub in Paris befand, spielte er keine Rolle als Vermittler weiter und setzte alle diplomatischen Salons, die er besuchte, durch seine weitgetriebene Vorsicht in Erstaunen. Ja, Herbet begnügte sich nicht allein damit, überall entmuthigende Worte zu verbreiten, nein, er ging sogar so weit, die Regierung in seinem Sinne beeinflussen zu wollen. In dieser Beziehung ist das folgende Gespräch höchst charakteristisch, welches zwischen dem damaligen Ministerpräsidenten Goblet und Herbet stattgefunden hat. „Ich will hoffen, Herr Minister“, sagte Herbet, „daß die Regierung dem General Doulangier sein Projekt einer partiellen Mobilmachung der Armee auszusprechen wissen wird.“ — „Und warum das?“ fragte Goblet. — „Weil eine Gefahr darin liegt“, antwortete Herbet. — „Welche Gefahr?“ fragte Goblet eindringlicher. „Thun die Deutschen bei sich nicht, was sie wollen? Mobilisiren sie nicht, wenn es ihnen beliebt?“ — „Gewiß“, gab Herbet zurück, „allein Deutschland ist Deutschland. Alles ist ihm erlaubt nach dem lateinischen Spruche: Quia nominor leo.“ (Weil ich der Löwe heiße, d. h. weil ich der Stärkere bin.) — „Herr Botschafter“, schrieb Goblet sichtlich entrüstet, „ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie nicht in diesem Tone fortfahren wollten. Die Regierung kann Ihnen unmöglich auf dieses Terrain folgen. . . Führen wir unsere Unterredung nicht weiter fort!“

An der deutsch-französischen Grenze wird zur Zeit durch Franzosen ein Flugblatt verbreitet, worin die Elsaß-Lothringer darauf aufmerksam gemacht werden, daß sie beim Ausbruche eines Krieges mit Deutschland keine Ausweisung aus ihren Aufenthaltsorten in Frankreich zu befürchten haben. Es würde ihnen in diesem Falle vielmehr gestattet sein, in das französische Heer einzutreten. Der Krieg, der früher oder später aus den unaufhörlichen Herausforderungen Deutschlands entstehen muß — heißt es dann wörtlich weiter — dürfte zur ersten Folge haben, daß der Friede von 1871 zertrümmert wird.

Bekanntlich ist seitens des deutschen Reiches zu dem Baue der Gotthardbahn ein nicht unerheblicher Zuschuß geleistet worden und wir haben daher ein bedeutendes Interesse daran, daß die Hoffnungen, welche man betreffs der Inbetriebsetzung dieser Bahnlinie hegte, sich erfüllen und daß Deutschland von derselben den erwarteten Nutzen zieht. Der neueste Geschäftsbericht jener Bahngesellschaft giebt der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung Veranlassung, sich mit diesem Unternehmen in eingehender Weise zu beschäftigen. Das Blatt weist zunächst darauf hin, daß von den Alpen-

## Feuilleton.

### In geheimer Mission.

Novelle aus den letzten Zeiten der französischen Direktorial-Regierung.

(10. Fortsetzung.)

Reymond sah sich allein im Saale zurückgelassen. Da öffnete sich eine Seitenthür und Helene trat, welches Entsetzen in den verdorrten Zügen, über die Schwelle.

Reymond schritt ihr entgegen und sagte, ihre Hand ergreifend: „Verargen Sie es mir nicht, mein Fräulein, daß ich mich durch Ankauf zum Besitzer dieses Schlosses gemacht habe; eine innere Nothwendigkeit zwang mich zu diesem Schritte. — Ihr Vater, der Herr Marquis, wird es zwar als einen sehr losen Streich ansehen, den ihm mein Reid und meine Eitelkeit spielte, aber ich will mich gern zufrieden geben, wenn ein freundlicher Strahl Ihres schönen Augenpaares mir sagt, daß Sie mir verzeihen, ja vielleicht dieses Unternehmen billigen, theure Helene. . . Nun leben Sie wohl! In Paris sehnt man sich nach meiner Gegenwart; noch Manches giebt es für mich dort zu thun. Und zuletzt noch eine Bitte, deren Gewährung Sie mir nicht verweigern werden. Treffen Sie Maßregeln, daß Ihr Herr Vater nichts von dem Vorgesagten erfahre, er möge sich auch ferner für den Besitzer dieses Schlosses halten und darin in Frieden und Abgeschlossenheit von der Welt seine Tage verbringen. . . Mich selbst wird eine größere Reise auf lange Zeit von meinem neuen Besitztume fern halten.“

Wie gern wollte ich noch einige Tage in Ihrer Nähe, allein höchst wichtige Aufträge, die mir mein Obergeneral ertheilte, harren noch ihrer Erledigung. Leben Sie wohl, es soll mir eine heilige Pflicht sein, Ihnen von Zeit zu Zeit eine Nachricht von mir zu übermitteln.“

Das Herz Helenens zog sich krampfhaft zusammen, die bebenden Lippen pressten sich fest aufeinander, ehe ein süßes „Lebewohl“ sich ihnen zu entringen vermochte. Die selbstlos edle, hochherzige Handlung des jungen Officiers hatte sich tief in ihre Seele gegraben. —

Kaum waren fünf Minuten verstrichen, als Reymond von Bitry die über Tours nach Paris führende Landstraße auf seinem Araber entlang ritt.

Nach einem vierundzwanzigstündigen Ritte wußte Kapitän Reymond wieder das Pflaster der Pariser Straßen unter den Hufen seines Pferdes.

„Wie geht's, alter Bernhard?“, rief er seinem treuen, ihm erkannt entgegenkommenden Diener entgegen, als er sich im Vorhofe des Palastes Bitry aus dem Sattel schwang. „Ist während meiner Abwesenheit etwas Nennenswerthes vorgefallen?“

Der Alte war plötzlich die Geheimnisthuererei selbst. „D, gewiß, Herr Kapitän, viel, viel“, antwortete er dann mit halb lächelnder, halb ernster Miene.

„Alle Wetter“, lachte Reymond, „wenn ich meinem Araber seinen alten Platz in der Scheune dort werde angewiesen haben, wirst Du mir genauen Bericht erstatten.“

Fünf Minuten darauf machte es sich Reymond am Tische des Portiers so bequem als möglich, während Mutter Margreth ein dampfendes, leckeres Mahl vor ihm servierte. Bernhard trat zu einem geheimen Schab-

fache seines Schrankes und übermittelte dann dem Kapitän zwei Schreiben, welche während seiner Abwesenheit eingegangen waren.

„Es ist eine Depesche darunter, welche von einer Ordnonanz zu Pferde an mich abgegeben wurde.“

„Aha“, rief der Officier beim Durchlesen derselben aus, „eine Ordre der Kommandantur, auf der man mich morgen zu sehen wünscht. Diese Leute scheinen sich unglaublich zu fühlen, wenn sie mich einen Tag über einmal nicht zu Gesicht bekommen. Daß es doch den Herren so außerordentliche Anstrengungen verursacht, sich die Züge meiner Physiognomie einzuprägen. Sag' mal, Bernhard, mache ich denn wirklich den Eindruck eines Empörers?“

„Pf, pf, Kapitän“, glaubte der alte Diener deschwichtigen zu müssen, „Sie haben in jeder Beziehung das Aussehen und Auftreten eines rechtlichen Mannes.“

„Nun, Du magst Recht haben, alter Schlingel. Vielleicht jagt ihnen das gerade Furcht ein.“

„Hier, Kapitän“, fuhr der ergraute Diener fort, „haben Sie noch ein zweites Schriftstück. Eine junge, reizende Dame hat es in eigener Person an mich abgegeben. Sie fuhr in einer luxuriös ausgestatteten Salonkutsche hier vor, ließ mich durch einen ihrer Diener herausholen und sagte zu mir, während sie sich über den Wagen schlug lehnte: „Diesen Brief werden Sie an Herrn Reymond übermitteln.“ Eine Stimme hatte sie wie eine Nachtigall und die Hand, aus welcher ich den Brief entnahm, war von solcher Zartheit und blendender Weiße, daß ich mich vor Ueberraschung und Bewunderung gar nicht zu fassen vermochte. Ihre Kutsche